

Gedenkveranstaltung für die Opfer des Genozids an den Armeniern

24. April 2009 - Berlin, Französischer Dom

Begrüßung - Vartkes Alyanak

Exzellenzen, Eminenzen

sehr geehrter Herr Meckel, sehr geehrter Herr Broder,

sehr geehrter Krikor Beledian, sehr geehrter Mihran Dabag,

sehr geehrte Mitglieder des Bundestages, sehr geehrte Mitglieder der Landtage,

meine sehr geehrten Damen und Herren,

liebe Mitglieder und Freunde der armenischen Gemeinde!

Ich möchte Sie sehr herzlich im Namen der Armenischen Gemeinde zu Berlin zu unserer heutigen Gedenkfeier für die Opfer des Völkermords der Jahre 1915/16 in der Osmanischen Türkei willkommen heißen.

Gedenken wollen wir heute auch jener mehr als 20.000 armenischen, aber auch aramäischen und griechischen Opfer der Massaker von Adana im April des Jahres 1909, die sich in diesem Jahr zum einhundertsten Mal jähren.

Im Unterschied zu den hamidischen Massakern der 1890er Jahre, war es nun zum erstemal, daß Armenier aus Konstantinopel die Orte des Grauens besuchen und Zeugnis ablegen konnten.

Zu der armenischen Delegation, die das zerstörte Adana besuchte – einige Bilder der Stadt werden wir später auf der Leinwand sehen – gehörte auch die Schriftstellerin Zabel Yessaian, die ihre, wie sie selbst schreibt, »außerhalb der Grenzen menschlicher Vorstellung« liegenden Eindrücke in dem bestürzenden Buch *In den Ruinen* festgehalten hat.

Dort schreibt sie: »In dieser zerstörten Ruinenstadt erhob sich nur der hohe Turm der armenischen Kirche, als blicke er auf die Ruinen um ihn herum; und die stumme Turmuhr hing wie eine gelähmte Zunge, denn seit dem Tag der

Katastrophe waren ihre traurigen wie frohen Schläge verstummt, zum Zeichen der Trauer.«

In der Rückschau erscheinen die Massaker von Adana wie Vorboten der Katastrophe des Genozids von 1915/16.

Besonders begrüßen möchte ich heute die Vertreter der aramäischen Gemeinde in Deutschland, deren Geschichte und Schicksal mit dem heutigen Tag eng verbunden sind.

Dieser Tag markiert nicht nur eine gemeinsame Erfahrung unserer beiden Gemeinschaften, sondern einen radikalen Bruch. Einen Bruch, den Aramäer und Armenier nach dem Ersten Weltkrieg in jeder Generation neu spüren – und der ihre beiden Geschichten immer wieder zusammenführt.

Sehr herzlich begrüße ich die Vertreter der Hellenischen Gemeinde zu Berlin, darunter die der Pontos-Griechen, die auch ein schweres Schicksal zu tragen haben wie die Griechen aus ganz Kleinasien, sämtlich Opfer vom gleichen Täter.

Ebenso herzlich begrüße ich die Vertreter der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Verehrte Anwesende,

für einen Gedenktag gibt es ein Vokabular der Angemessenheit. Erinnern und Gedenken sind zentrale Begriffe in diesem Vokabular. Die Trauergemeinschaft gehört dazu und ihr Versprechen, nicht zu vergessen – nicht zu vergessen, damit jene, derer man gedenkt, nicht vergessen werden.

In das feste Vokabular gehören Bilder wie jenes, das vom Einschnitt in der Zeit oder von dem Stillstehen der Zeit berichtet. Auch das Reden davon, das nichts ist, wie es vorher war, ist ein fester Baustein im Denken und Erinnern an Gewalttaten. Nicht zuletzt gehört das Wort der Versöhnung in dieses Vokabular,

ja, es steht, gerade, wenn es um politische Gewalttaten geht, direkt neben dem Wort von der Erinnerung.

Dies ist nicht zufällig.

Wer nicht versöhnt, hält einen Konflikt aufrecht, hält die Wunde offen.

Wer einen Konflikt offen hält, ist in der Politik ein Risikofaktor. Ein Störenfried.

Meine Damen und Herren,

Überlebende eines Völkermords haben allgemein eine schwierige Stellung in Politik und Gesellschaft. Ihre Erinnerung trägt einen Bruch, einen Riss in die Normalität des politischen Alltags hinein, in dem es um eine Verständigung über Wirtschafts-, Finanz- oder Ressourcenfragen geht, für die man auf internationaler Ebene bemüht ist, die Empfindlichkeiten anderer Staaten zu berücksichtigen.

Als Konfliktfaktor gelten nicht-staatliche Gemeinschaften heute – gerade nach dem 11. September – fast grundsätzlich. Ihre Interessen werden als nationale Identitätspolitik gebrandmarkt.

Für die Charakterisierung ihres Handelns und ihrer Identifizierungen wird sogar das alte Bild der weltweiten, Handel treibenden, über undurchsichtige Pfade Einfluss suchenden Gruppen bemüht.

Es ist nicht die starke Stellung eines Staates, der sagt, es hat kein Verbrechen, keine Opfer gegeben, der in unserer heutigen Welt als Konfliktfaktor gesehen wird.

Als Konfliktfaktor gilt jedoch eine Gemeinschaft wie die armenische, die sagt, die fordert, dass man die Erben der türkischen Täter nicht so einfach in die Normalität des politischen Alltags integrieren kann.

Denn diese Forderung nach Anerkennung des Genozids von 1915/16 ist ja keine nur symbolische Forderung.

Hier geht es nicht nur darum, einen Platz in der Geschichte einnehmen zu dürfen, der den Armeniern bisher verweigert worden ist.

Hingegen geht es darum, dass die fortdauernde Politik der Gewalt und Diskriminierung, die in der Türkei gegen die christlichen Minderheiten geführt wird, aus den Erben der Täter längst selbst Täter gemacht hat.

Es geht darum, dass nicht die Überlebenden über ihre Erinnerung und die Formulierung ihrer Forderung bestimmen können, sondern dass die Politik, die türkische Politik, den Diskurs über Erinnerung und Versöhnung vorgibt, dass es die Türkei ist, die erklärt, welches Erinnern angemessen ist, welcher Armenier angemessen ist und wer aus dem Diskurs auszuschließen ist.

Es geht aber auch um eine derzeit stattfindende Verfolgung, die der Westen augenscheinlich überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt, eine Verfolgung, anhand der sich erneut zeigt, was schwerer wiegt: die Verpflichtung an die Genozidkonvention oder staatsbrüderliche Rücksichten.

Damit meine ich die Verfolgung und Vertreibung der Aramäer und Assyrer, ich meine die Gewalt, die sie derzeit im Nahen Osten erleben, und den radikalen Verlust ihrer historischen Heimat.

Verehrte Anwesende,

die armenische Diaspora, die das Wort der Versöhnung abwartend zurückhält, ein Wort, zu dem auszusprechen es keinen Grund gibt, keinen Anlass, diese Diaspora gilt in der politischen Theorie – ich sagte das Wort bereits, weil es in Deutschland geprägt wurde – als Störenfried.

Diejenigen, die mit politischer Gewalt eine Vergangenheit umdefinieren und ein Erinnern machtvoll verhindern, werden politisch als akzeptierbar erklärt.

Sie werden vielleicht als schwierige Partner angesehen. Doch wird ihre Bedeutung als wichtiger Faktor der Bewahrung und Sicherung internationaler Politik und Stabilität herausgehoben.

Die armenische Antwort hingegen wird skeptisch beobachtet, damit meine ich die einzige Antwort, die die Armenier auf die Ermordung von 1,5 Millionen Menschen und den vollständigen Verlust ihrer Heimat, Kultur und Geschichte geben konnten: nämlich ihre besondere Hartnäckigkeit des Erinnerns.

Gerade in diesen Tagen müssen wir wieder erleben, daß die Geschichte des Völkermords von der Republik Türkei zu einem Verhandlungsgegenstand gemacht wird, zu einem verschiebbaren Steinchen im politischen Kalkül – und dies nicht allein, wenn es um die eine Öffnung der Grenze zur Republik Armenien geht.

So ist die armenische Gemeinschaft in der Diaspora damit konfrontiert, hier in Europa, in einer Kultur der Versöhnung, eine als unversöhnlich erscheinende Haltung einnehmen zu müssen. Denn wie ließe sich eine Versöhnung angesichts von Leugnung und Revisionismus gestalten; eine Versöhnung, die den Verzicht auf die Erinnerung, auf die Tatsächlichkeit der Erfahrung und auf die Wahrheit der Geschichte zur Bedingung machen würde? Ein Dialog der Versöhnung, der die Einwilligung zum Vergessen voraussetzt, kann nur mit einem Nein beantwortet werden.

Das Beharren der armenischen Diaspora auf der Erinnerung wird so bewußt diskreditiert, ja man könnte sogar sagen: es wird inkriminiert.

Dabei täuscht dieses Festhalten an der Erinnerung vielleicht über etwas hinweg: Denn wir müssen heute erkennen, dass die jahrzehntelange türkische Politik der Leugnung und Diskriminierung doch höchst sichtbare Spuren auch in der armenischen Diaspora nach 1918 hinterlassen konnte.

Die Zerstörung der armenischen Kultur und Beraubung der Heimat ist ja bis heute nicht nur spürbar, sondern sie wird bis heute fortgesetzt.

Die Armenier können bis heute nicht sicher sein, ob ihr Erinnern geduldet wird.

So ist das armenische Erinnern noch immer mehr durch Forderungen begleitet, als durch eine Anknüpfung an die Tradition armenischer Kunst und Literatur, Philosophie und Musik.

Meine Damen und Herren,

wenn ich Sie heute im Namen der Armenischen Gemeinde zu Berlin begrüßen darf, wenn ich Ihnen heute für Ihr Kommen danken darf, so kann ich nicht umhin, an diese nach wie vor ambivalente Situation zu denken, in der wir stehen, wir, eine armenische Diaspora-Gemeinschaft, die zugleich in Deutschland und in ihrer Geschichte, in ihrer Erinnerung zu Hause ist.

Dieser Gedenktag des 24. April ist ja nicht nur ein Tag der weltweiten Erinnerung an Völkermord im türkischen Namen und durch türkische Täter. Er ist nicht nur ein Versprechen des Gedenkens.

Nach wie vor ist dieser Tag auch von der Bitte begleitet, für das armenische Erinnern Verständnis zu haben.

Es ist eine Erklärung, dass man nicht stören will.

Lassen Sie mich heute den Mut haben, zu stören.

Lassen Sie mich heute sagen:

für die Armenier kann das angemessene Vokabular für einen Gedenktag nicht angemessen sein. Das angemessene Vokabular für einen Gedenktag reicht zum Erinnern an den 24. April nicht aus.

Wir können diesen Gedenktag nicht begehen, ohne in die Rolle des politischen Störenfrieds zu schlüpfen.

Aber wir können ihn auch nicht begehen, ohne die Stimme der Ermordeten und die Stimmen einer so zerstörten armenischen Kultur selbst zu Wort kommen zu lassen.

Und wir werden diesen Gedenktag nicht begehen, ohne die Forderung zu erheben, dass das Erinnern, welches man an einem Gedenktag an einen Genozid einfordert, nur ein aktives Erinnern sein kann:

ein aktives Erinnern, das nicht die Augen verschließt vor neuen Verfolgungen;

ein aktives Erinnern, das darauf aufmerksam macht, dass der Begriff der politischen Verantwortung aus der Mode gekommen ist, dass er jedenfalls im politischen Alltag keine Rolle mehr spielt;

ein aktives Erinnern, das eine Handlung wie die medieningerechte Inszenierung der Renovierung der armenischen Kirche in Aghtamar, als Moment einer Verschleierung der Leugnung entlarvt;

ein aktives Erinnern, das darauf aufmerksam macht, dass man einen Völkermord nicht entschuldigen kann;

ein aktives Erinnern, das erläutert, dass das Reden von Versöhnung nicht ohne Gegenleistung geschenkt werden kann. Denn die ehrlichen Bemühungen Einzelner in der Türkei, das Tabu der armenischen Geschichte aufzubrechen, kann eine Verständigung über die Toten ermöglichen, nicht jedoch den Verlust einer Heimat wiedergutmachen.

So freue ich mich sehr, dass wir heute hier Frau Hrachuhí Bassénz und Frau Silva Schmedding-Farmasian begrüßen dürfen, die in diesem Jahr unsere Gedenkveranstaltung musikalisch umrahmen, musikalisch prägen werden, die die vergessenen Stimmen einer armenischen Kultur, die gesungenen Stimmen, in diesen Tag des Erinnerns einbringen werden. Es freut dabei insbesondere, daß wir heute Werke von Komitas hören, dem Begründer eines armenischen Idioms in der Musik der Moderne, der die Deportationen der Jahre 1915/16 schwer traumatisiert überlebte.

Danken möchte ich auch Prof. Beledian und Frau Corinna Kirchhoff, die die literarischen Stimmen der armenischen Kultur zu Gehör bringen werden. Mein besonderer Dank gilt dabei Frau Kirchhoff, die sich spontan bereit erklärt hat, an Stelle der verhinderten Frau Jutta Lampe die Rezitationen zu übernehmen.

Einen besonderen Dank möchte ich an Herrn Markus Meckel und Herrn Henryk Broder richten, zwei engagierten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in der Bundesrepublik. Ich danke Ihnen für Ihre Bereitschaft, im Rahmen dieser Gedenkveranstaltung zu uns zu sprechen – und damit nicht nur diese Veranstaltung zu prägen, sondern auch mit ihren eigenen Gedanken die Herausforderungen des 24. April anzunehmen und zu vertiefen.